

Zu spät bereut : Erzählung

Autor(en): **Thalmann, J.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **186 (1907)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bu spät bereut.

Erzählung von J. H. Thalmann.

Weit draußen vor dem Dorf am sonnigen Bergabhang und einige hundert Schritte von der Straße entfernt, steht einsam ein kleines Holzhaus, dessen Giebelfront der Straße zugeteilt ist. Das Haus ist zwar nur klein, aber es hat doch Raum genug für die Familie der Stickers Jakob Kohler, der es mit seiner Frau und dem zur Zeit noch einzigen kleinen Bubi bewohnt. Ein blaßgelber, aus kleinen unten abgerundeten Holzschindeln bestehender Panzer, der fast aussieht wie der Schuppenpanzer eines Fisches, umschirmt dasselbe und gibt ihm ein gar heimeliges, freundliches Aussehen. Hinter den hellen Fenstern hängen schnee-weiße Vorhänge und vor denselben stehen, wohlgeordnet, Blumentöpfe mit Nelken, Geranien und Fuchsen. Vor dem Häuschen aber liegt ein kleiner Blumengarten mit Refeden, Asters und Ringelblumen besetzt. Ueberall herrscht die größte Keilichkeit vor, als untrügliche Wahrzeichen für den Fleiß und die Ordnungsliebe der Hausfrau.

Diese sitzt eben in der kleinen heimeligen Stube am Fenster und schneidet aus dem vor ihr liegenden bestickten cremefarbigen Stück Baumwollzeug Festons aus. Sie ist noch jung, kaum achtundzwanzig Jahre alt. Ihre dunkelblonden Haare sind in der Mitte des Kopfes glatt geschieitelt und hinten in einem Zopf aufgesteckt. Ihr Gesicht ist ein wenig bleich, mit einem schwachen Anflug von Rot über den Backenknochen. Wenn sie von der Arbeit aufsieht, was hie und da geschieht, so ergibt sich, daß sie helle blaue Augen, wahre Vergißmeinnichtaugen, hat. Eine Schönheit ist sie streng genommen nicht, aber aus ihren Zügen sprechen Lieblichkeit und Herzensgüte, die mehr wert sind als Schönheit. Nicht weit von ihr sitzt der zweiährige Emil, ihr Erstgeborener, auf dem Boden und spielt mit Bausteinen, die ihm das Christkind gebracht hat. Er ist ein herzige, gesundes Bubi, der Stolz der Mutter und der Liebling des Vaters. Er versteht es schon recht gut, mit seinen Steinen allerlei Bauwerke aufzuführen und dabei befundet er einen guten Geschmack. Eben hat er eine Kirche mit Turm konstruiert und stolz darüber ruft er der Mutter zu:

„Sieh mal, Muetti, jetzt habe ich eine Kirche gemacht!“

„Brav lieber Emil!“ sagt sie und dabei leuchtet ihr das Mutterglück hellglänzend aus den Augen.

Der junge Baumeister baut und verbessert weiter an seinem Werk und ab und zu schaut die Mutter zu ihm hin und dann huscht ein Lächeln um ihre frischroten Lippen und sie fühlt sich so unsäglich glücklich, fast zu glücklich.

Da nähern sich Schritte der Stubentüre, diese geht auf und herein tritt ihr Mann, eine große, stattliche Gestalt mit schwarzem Bart, schwarzem Kraushaar und lebhaften dunkeln Augen, — ein Bild strammer Männlichkeit. Der kleine Baumeister am Boden ruft mit seinem hellen Stimmchen: „Sieh Vater! Ist sie nicht schön?“

„Aber gewiß, lieber Bubi! Du bist ja schon ein ganzer Kerl. Du mußt ein Baumeister werden“, entgegnet der Mann. Er bückt sich zum Knaben herab, nimmt diesen auf die Arme und küßt ihn. Dann stellt er ihn wieder auf den Boden.

Die junge Frau sieht mit leuchtenden Augen dem Vorgang zu und lächelt. Jetzt wendet sich der Mann ihr zu und spricht:

„Elisabeth, ich muß in die Stadt. Ich habe das letzte Stück auf der Maschine.“

„Willst Du nicht lieber erst morgen gehen?“ fragt sie und plötzlich taucht es wie Angst in ihren Augen auf. „Es ist ja schon so spät.“

„Wenn ich morgen gehe, so versäume ich einen ganzen halben Tag, gehe ich dagegen jetzt, dann nur ein paar Stunden.“

„Wie du meinst. Aber bleib' nicht wieder so lang fort, Jakob. Du weißt“ — sie schweigt und errödet ein wenig.

„Hab' keine Angst, Betschen. Ich komme zeitig wieder heim.“

„Das hast Du das letzte Mal auch gesagt und bist doch erst fast um Mitternacht gekommen.“

Sie sagt es mit schmerzlichem Lächeln und sieht ihn an, aber gar nicht vormurfsvoll. Sie kann ihm ja nicht zürnen, er ist ihr zu lieb dazu.

„Das geschieht nicht mehr, ich verspreche es Dir“, entgegnet er.

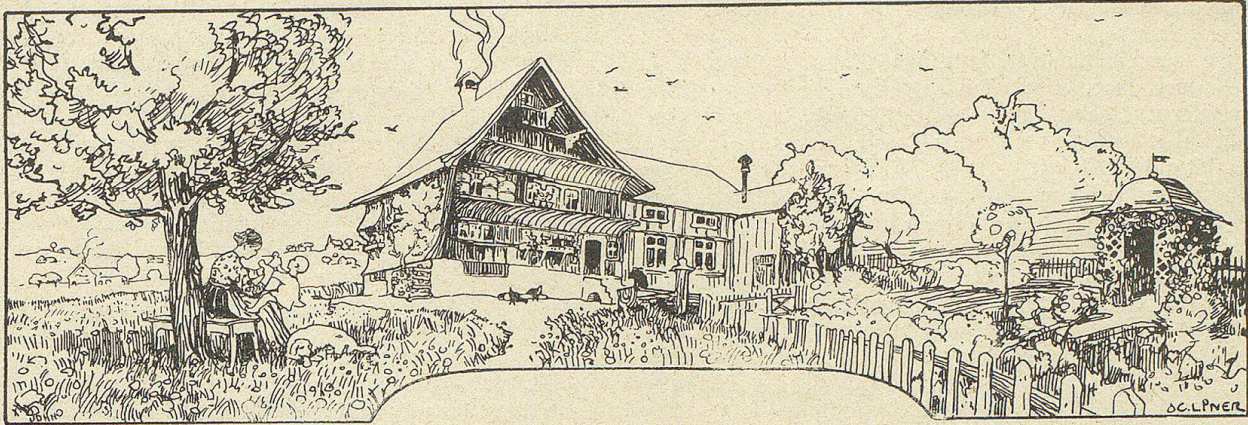
„Versprich es lieber nicht. Du könntest es am Ende doch wieder nicht halten und dann würde es mir nur noch mehr weh tun. Aber nicht wahr, früher kommst Du diesmal doch? Bitte Jakob! Ich habe so Angst, ich kann Dir nicht sagen wie; schon den ganzen Tag ist es mir immer, als ob uns ein Unglück bevorstehe.“

„Sei doch kein Kind, Elisabeth! Diese sogenannten Ahnungen sind kein Pfifferling wert. Das kommt vom Blut, das jetzt mehr als sonst Dir zum Herzen drückt. Das wird dann schon wieder anders werden.“

„Gott gebe, daß es nur das ist!“ versetzt sie und seufzt.

Dann steht sie auf, geht in die Küche und während ihr Mann sich umkleidet, macht sie ihm ein paar Spiegeleier. Als er diese gegessen und sie und den Knaben zum Abschied recht herzlich geküßt hat, geht er fort. Mit dem Bubi auf dem Arm sieht sie ihm von der Haustür aus nach, wie er mit dem schweren Pack am Rücken rüstig den Bergweg hinaufgeht und dabei denkt sie: „er ist doch ein lieber und braver Mann. Wenn er nur das leidige Kartenspielen lassen könnte.“ Als er ihren Blicken entschwindet, küßt sie den Knaben fast leidenschaftlich, drückt ihn fest an ihre bang klopfende Brust und kehrt mit ihm in die Stube zurück, wo sie ihre Arbeit wieder aufnimmt. Aber diese will nicht mehr recht von statten gehen. Es ist, als ob ihr etwas die Scheere aufhalte. Der Kleine dagegen spielt wieder wie vorher mit seinen Bausteinen.

Als es in der Stube dunkel wird, zündet sie den Spiritusapparat an und kocht dem Bubi den „Schoppen“, da er abends immer noch Milch bekommt. Dann bringt sie ihn in sein Bettchen, denn sie hält sehr darauf, daß er zeitig ins Bett kommt, weil sie weiß, daß der Schlaf für die Kinder eine große Wohlthat ist. Ehe sie ihn aber zudeckt, muß er wie alle Tage sein Nachtgebetlein beten und als er sein „Engeli komm, mach' mich fromm, daß ich zu Dir in den



Himmel komm“ hergesagt hat, lehrt sie ihn noch dazu beten: „Vieher Gott im Himmel, beschütze meinen lieben Vater und laß ihn gesund wieder heimkommen.“ Sie muß es ihm mehrmals vorsagen, aber sie läßt nicht ab, bis er es beten kann. Dann deckt sie ihn sorgsam zu, gibt ihm den Gutenachtkuß und wartet am Bettchen bis er einschlüft.

Nun macht sie Licht in der Stube und setzt sich wieder an ihre Arbeit. Doch diese will ihr nicht mehr aus den Händen gehen. Alle Augenblicke sieht sie nach der alten Schwarzwälderuhr hin, die an der Wand hängt und deren Pendel mit lautem, scharfem ticktack! ticktack! hin und her geht. Ihr Mann könnte der Zeit nach jetzt da sein. Aber vielleicht war der Fergger nicht gleich bei der Hand und er mußte warten; das geht ja oft so, entschuldigt sie ihn in Gedanken, sie muß Geduld haben, er kam gewiß so bald er kommen konnte, er hat es ihr ja versprochen. Aber es wird 8 Uhr und er ist noch nicht da. Jetzt hält sie es bei der Arbeit nicht mehr aus. Sie legt dieselbe weg und geht in die Küche, das Nachtessen — eine geröstete Mehlsuppe, sein Leibessen — zu kochen. Dann deckt sie den Tisch mit einem schneeweißen Tinnentuch, holt die Suppe herein und bedeckt sie, damit sie warm bleibt. Nun nimmt sie das Andachtsbuch aus dem Wandkästchen und geht an den Tisch und — ist es Zufall oder Fügung? — sie schlägt das Kapitel auf: „Ahnungen.“ Wie ein Schlag durchzuckt es sie. Sie will das Blatt umwenden, aber sie kann es nicht, ihr Wille ist wie gebannt. Sie liest was über Ahnungen im Buch steht und da sieht sie, daß ihr Mann nicht ganz recht hat und daß es Ahnungen gibt. Jetzt erst wird ihr recht bang zu Mut und sie sehnt sich heiß nach seiner Heimkunft. Doch die Uhr schlägt neun, sie schlägt zehn und er kommt immer noch nicht. Die sonoren Schläge in der stillen Stube treffen ihre Ohren wie Keulenschläge. Sie weiß sich kaum mehr zu fassen. Er hält also wieder nicht Wort? Trotz dem Versprechen und ihren Bitten? Sie will zu Nacht essen, denn es hungert sie, aber sie ist es nicht im Stand, der Hals ist wie zugeschnürt. Mit Gewalt muß sie die Tränen zurückhalten. Er, ihr Abgott, der Vater ihres Knaben und des Kindes, das sie unterm Herzen trägt, er, zu dem sie aufschaut, wie zu einem höhern Wesen, er hält wieder nicht Wort! Lang schon könnte er da sein, selbst wenn er hatte warten müssen. Die Stadt ist ja nicht so entfernt und er konnte mit der Eisenbahn bis auf eine gute halbe Stunde von seinem Heim fahren; nein die Ent-

fernung war nicht schuld an seinem Ausbleiben. Er hat wieder seine beiden Bekannten, seine Verführer, getroffen und sie sitzen beisammen im Wirtshaus beim Kartenspiel und dabei vergift er das Heimgehen. O dieses unselige Kartenspiel! Liebt er sie denn nicht mehr, daß er so wenig auf Sie Rücksicht nimmt? Ist sie ihm erleidet? Sie drückt die Hand krampfhaft auf das heftig schlagende Herz. Dann schiebt sie das Buch weg, stützt den schmerzenden Kopf auf die Hände und weint bitterlich. Draußen heult der Wind ums Haus und schlägt einen Laden auf und zu, der Regen klatscht in Strömen an die Scheiben und es ist stockfinster. Und sie ist so ganz allein mit dem Bubi in dem einsamen Haus. Wenn Einer käme, sie wäre wehrlos. Es wird ihr siedendheiß vor Angst, sie muß fast ersticken.

Elisabeth Risler war fünfundzwanzig Jahre alt, als sie ihren Mann kennen lernte. Die Eltern waren seit Jahren tot, die einzige Schwester im Dorf verheiratet. Sie selber hatte das Weißnähen gelernt und als geschickte Arbeiterin hatte sie bald Arbeit mehr als genug. Ihr Beruf verschaffte ihr daher ein genügendes Auskommen. Für Kost und Logis mußte sie dem Schwager nicht viel bezahlen und da sie wenig Bedürfnisse hatte und in allem, besonders auch mit den Kleidern, sehr einfach lebte, so blieb ihr immer ein schönes Sümmchen übrig von ihrem Lohn, und das trug sie getreulich in die Sparkasse, sodaß nach und nach ihr Guthaben so anwuchs, daß es zu einer Aussteuer vollkommen langte. Heiraten aber wollte sie, denn sie hielt das Einsamleben für etwas Schreckliches für ein Mädchen. Daß sie es nicht schon getan hatte, war nicht ihre Schuld, am Willen hätte es ihr nicht gefehlt, aber der Rechte war eben noch nicht gekommen.

Das einzige Vergnügen das sie liebte war das Tanzen. Das tat sie ums Leben gerne. Man konnte sie daher bei jedem Tanzanlaß auf dem Tanzplatz sehen. Auf dem Tanzplatz war es auch, wo sie den Sticker Jakob Kohler kennen lernte. Er gefiel ihr gleich vom ersten Moment an und eine innere Stimme sagte ihr, das sei der Rechte. Sie tanzte den ganzen Abend ausschließlich mit ihm und er begleitete sie dann nach Haus und als er wegging, lud sie ihn ein, bald wieder zu kommen. Das tat er, denn Elisabeth gefiel auch ihm. Er hatte noch mit keiner getanzt, die so gut und so leicht tanzte wie dieses ein wenig bleiche Mädchen, mit den seelenvollen Augen und dem entzückenden

Vächeln. Er kam daher gern wieder und nach einigen Wochen waren sie verlobt.

Er war ein hübscher, stattlicher Mann und was noch mehr wert war, er war auch ein fleißiger und geschickter Arbeiter und dabei äußerst exakt und solid. Es fehlte ihm daher nicht an Arbeit und seine Arbeit wurde immer besser bezahlt als die Arbeit Anderer. Von den Eltern hatte er gemeinsam mit seiner Schwester das kleine Heimwesen an der Berghalde geerbt. Als diese aber heiraten wollte, löste er sie mit seinen Ersparnissen aus, sodaß das Heimwesen nun ihm allein gehörte. Nun ließ er dasselbe renovieren. Es wurde ein neuer Schindelschirm darum gemacht und mit gelber Delfarbe bemalt; es wurden neue Fenster eingesetzt und im Erdgeschoß wurde eine neue Stickmaschine aufgestellt. Das Häuschen sah jetzt aus wie ein Schmuckkästchen. Das Alles bezahlte er ebenfalls aus seinen Ersparnissen und als er seine über alles geliebte Braut als seine Frau in dieses Schmuckkästchen führte, konnte er es ihr als schuldenfreies Heimatli bieten. Sie lebten glücklich und zufrieden, wie im Paradies. Elisabeth hatte das Weisnähen aufgegeben und das Nachsticken gelernt und sie verdiente nun zusammen ein schönes Geld, das ihnen ein sorgenfreies Alter zu bringen versprach. Und als dann nach Jahresfrist das erste Kind kam, ein herziger, gesunder Knabe, da fehlte ihnen zu ihrem Glück gar nichts mehr.

Da kam heimlich, ungeahnt ihr Verhängnis herangeschlichen.

Auf seinen Gängen zum Fergger in der Stadt hatte er zwei Kollegen kennen gelernt, die er fast jedesmal traf und die bis zu der jeweils von ihm benutzten Eisenbahnstation den nämlichen Weg zu machen hatten, von da aus aber noch eine Stunde weit auf der andern Seite der Bahn gehen mußten, während er über den Berg in einer halben Stunde zu seinem Häuschen kam.

An einem heißen Sommertag war es, daß sie den Heimweg wieder zusammen machten. Sie hatten Durst und im Wirtshaus neben der Station kehrten sie ein. Einer von den Beiden machte den Vorschlag, einen Liter Wein auszujaßen. Er wollte anfänglich nicht, da ihm das Kartenspielen verhasst war, aber sie setzten ihm so lange zu, bis er einwilligte. Aus einem Liter wurden es deren mehrere und als er diesmal spät heimkam, hatte er — einen Rausch. Elisabeth sah es mit Entsetzen, aber sie war klug und sagte nichts. Am Morgen jedoch hat sie ihn unter Tränen, ihr dieses Herzeleid nicht mehr anzutun und nicht mehr so nach Haus zu kommen. Er versprach es ihr hoch und heilig, aber das nächste Mal tat er es doch wieder. Seine Verführer ließen ihm keine Ruhe, bis er mitmachte. Sie sagte nichts mehr darüber zu ihm, aber sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit, in der Hoffnung, ihn so von seiner Verirrung abbringen zu können. Eine zeitlang gelang es ihr auch und als sie ihm dann sagen konnte, Bubi werde Kameradschaft bekommen, da glaubte sie gewonnen zu haben. Er kam jetzt wieder regelmäßig rechtzeitig heim aus der Stadt und er war wieder solid wie früher.

Und jetzt? Mit Schrecken dachte sie daran, daß er wieder ins alte Laster zurückgefallen sein müsse. Es schlug elf und zwölf, er war noch nicht da. Sie konnte sich kaum noch aufrecht halten und legte sich daher in den Kleiderkasten aufs Bett. Schlafen konnte sie aber die ganze Nacht keinen Augen-

blick lang. Von dem fortwährenden Warten und Horchen auf seine Heimkehr war es ihr am Morgen so elend, daß sie kaum aufstehen und dem Bubi das Haberfüppchen kochen konnte. Sie selber hatte gar keinen Hunger mehr, obschon sie seit gestern Mittag nichts mehr gegessen hatte. Immer und immer mußte sie an ihn denken. War ihm ein Unglück zugestoßen? Es konnte fast nicht anders sein, denn so lang war er noch gar nie ausgeblieben. Gewiß war er auf dem einsamen Weg über den Berg verunglückt, vielleicht beraubt oder gar umgebracht worden, da er in der Stadt ziemlich viel Geld zu bekommen gehabt hatte. Einen Moment lang dachte sie daran, ihn aufsuchen zu gehen, dann aber fand sie, in ihrem dermaligen Zustand wäre es ein Mord an dem zu erwartenden Kind, wenn sie den steilen Bergweg hinaufgehen würde. Sie unterließ es daher und schwankte in die Küche hinaus, dem Bubi sein Süppchen zu kochen, da er jetzt wach wurde. Als er sie aber nach dem Vater fragte, konnte sie kein Wort hervorbringen, drückte ihn aber so stark an ihre Brust, daß er aufschrie. Dann holte sie ihm sein Süppchen, gab ihm die Bausteine wieder und setzte sich zu ihrer Arbeit. Doch arbeiten konnte sie nicht, alles drehte sich mit ihr herum.

Da — es ging schon bald dem Mittag zu — hörte sie Schritte im Hausgang. Doch war das nicht ihr Mann, dessen Gang sie genau kannte. Sie stand auf und starrte mit erschrockenen Augen zur Türe hin und als kurz und scharf angeklopft wurde, konnte sie kaum vernehmlich hereinrufen. Halbohnmächtig aber wurde sie, als die Tür aufging und ein — Landjäger hereintrat.

„Seid Ihr die Frau Kobler?“ fragte dieser barsch.

„Ja!“ hauchte sie und klammerte sich mit der Hand an den Tisch.

„Wo ist Euer Mann?“

„Ich — weiß es — nicht. — Er ging gestern in die Stadt und — ist bis jetzt noch nicht zurückgekommen.“

„Frau, lügt nicht! Wenn er da ist, so sagt es, oder es geht Euch schlecht“, versetzte der Landjäger hart.

„Er ist ganz gewiß nicht hier. Aber um Gotteswillen, was ist geschehen? Warum wird er von der Polizei gesucht?“

„Weil er Einen erstochen hat.“

Elisabeth schrie gellend auf und brach, wie vom Blitz getroffen, ohnmächtig zusammen. Der Landjäger sprang herzu und hob sie vom Boden auf. Sie dauerte ihn, besonders als er sah, in welchen Umständen sie war. Er hatte auch eine Frau und an diese dachte er jetzt. Er rief um Hülfe und als keine kam, trug er die Ohnmächtige ins Nebenzimmer und legte sie auf's Bett. Dann suchte er im ganzen Haus nach einer helfenden Person, fand aber Niemand und unterdessen schrie der Knabe aus Leibeskraft und klammerte sich an die Mutter. Dem Landjäger wurde es wind und weh ums Herz. Das schreiende Kind und die junge, totblasse Frau, er wußte sich kaum noch zu helfen. Er lief in die Küche, holte Wasser und benetzte damit Gesicht und Schläfe der Ohnmächtigen, bis das Bewußtsein zurückkehrte. Für den schreienden Knaben hatte er nach Zucker gesucht und ihn so beruhigt. Als sie erwachte und sich aufrichtete, sprach er fast zärtlich:

„Ich gehe sofort ins Dorf und hole Hülfe. Bleiben Sie im Bett bis diese kommt!“

Ohne ihre Antwort abzuwarten eilte er fort.

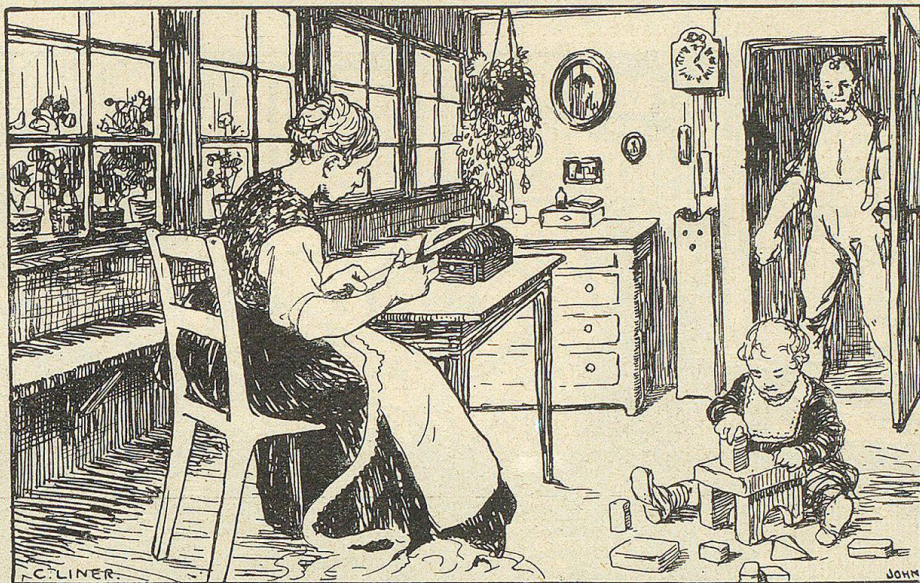
Eines der nächsten Häuser im Dorf war das Pfarrhaus und er dachte, daß er da am schnellsten verständige Hilfe finden könne. Er hatte sich auch nicht getäuscht, denn als er dem Herr Pfarrer den Vorfall erzählt hatte, eilte dieser mit seiner Frau sofort Elisabeth zum Beistand nach dem kleinen Häuschen am Berghang. Sie fanden diese noch wie der Landjäger sie verlassen hatte, völlig erschöpft und nicht im Stand aufzustehen. Die Frau Pfarrer erbot sich, bei ihr zu bleiben bis es ihr besser sei; sie lehnte es aber dankend ab und bat, ihrer Schwester zu sagen, daß sie kommen solle. Der Herr Pfarrer versprach, das zu besorgen, während seine Frau blieb bis die Schwester kam. In der Nacht aber, die diesem schrecklichen Tage folgte, kam ein totes Mädchen zur Welt und am folgenden Morgen war auch die Mutter desselben tot. Mutter und Kind wurden in

nämlichen Sarg begraben. Den Bubi aber hatte die Schwester mitgenommen und das kleine Haus, wo vor wenigen Tagen noch das schönste Glück gewohnt hatte, stand jetzt verschlossen und verlassen da.

*
*
Sticker Kohler war im Ferggbureau zeitig fertig geworden. Er hatte sein Geld und die neue Arbeitsware erhalten und

war im Begriff, das Haus des Ferggers zu verlassen, als er mit den zwei ihm bekannten Kollegen zusammentraf. Sie verabredeten, sich im Bahnhof zu treffen und den Rückweg gemeinsam zu machen. Das geschah und sie fuhren wie schon mehrmals zusammen bis zu der Station, wo sich ihre Wege trennten. Und wieder wurde da eingefeiert und das Kartenspiel kam auf den Tisch, Kohler wußte nicht, wer es gebracht hatte, er hatte es nicht gesehen. Es hieß auch wieder, wir wollen einen Liter ausjassen; aber diesmal weigerte er sich entschieden. Er wollte nichts mehr hören vom Spielen. Als sie ihn aber hänselten, ob er ein solcher Pantoffelheld sei, daß er tun müsse was die Frau befohlen habe, da regte sich der Stolz in ihm. Das wollte er nicht an sich kommen lassen und das seiner Frau gegebene Versprechen brechend spielte er mit. Wie jedesmal blieb es auch jetzt nicht bei einem Liter, es wurden deren mehrere und während dem Spielen wurde fleißig getrunken, so daß der Wein in die Köpfe stieg und der Verstand sich flüchtete. Dann hieß es, wir wollen einmal zur Abwechslung einen Verlang machen und da er jetzt schon stark benebelt war,

war er auch damit einverstanden. Der Satz war anfangs nur gering, aber mit jedem neuen Spiel wurde er größer und — er verlor an einem fort; schon an die hundert Franken waren weg. Das Geld reute ihn bitter und das brachte ihn ganz aus dem Häuschen. Er spielte verwegener, da er den Verlust wieder zurückgewinnen wollte, aber er verlor wieder. Da bemerkte er, daß einer von den beiden falsch spielte und daß sie sich mit den Augen Zeichen gaben. Das machte ihn ganz wütend. Er stand auf und packte den Falschspieler am Hals. Der andere kam diesem zu Hilfe, es entstand eine arge Balgerei und sinnlos vor Wut ergriff er ein auf dem Tisch liegendes Messer und stieß es dem ihm am nächsten stehenden in den Leib. Schwer verwundet sank dieser zu Boden und das Blut rann in starkem Strom aus seinen Kleidern. Jetzt wurde Kohler plötzlich nüchtern.



Die Stubentüre geht auf und herein tritt ihr Mann — ein Bild stammer Männlichkeit.

Mit Entsetzen sah er was er angestellt hatte und die Folgen seiner sinnlosen Tat traten mit furchtbare Deutlichkeit vor seine Augen. Er war geschändet, seine Existenz war vernichtet, das häusliche Glück zerstört. Einen entsetzten Blick noch warf er auf den wie tot am Boden Liegenden, um den sich der andere, der Wirt und etliche weitere

Gäste bemühten, dann riß er seinen Hut von der Wand und lief aus dem Haus. In der Bestürzung und Verwirrung achtete Niemand darauf. Das Paket hatte er liegen lassen.

Vor dem Haus blieb er einen Moment lang stehen und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Es war jetzt stockfinster; der Regen goß in Strömen und der Sturm trieb ihn denselben ins Gesicht. Was nun? fragte er sich. Gehst du nach Haus, so holt dich morgen die Polizei und das bringt Elisabeth, die jetzt der Schonung bedarf, den Tod. Du kannst nicht nach Haus. Aber wohin, daß die Polizei dich nicht aufspürt? Da hörte er von weitem her das langgezogene schrille Pfeifen einer Lokomotive und jetzt mußte er, was er tun mußte. Er wußte, daß dieser Zug nach der Stadt und von dort sofort weiter der Landesgrenze zu fuhr. Sein Entschluß stand augenblicklich fest; es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte sich nach Amerika flüchten, nur dort war er vor Verfolgung und Haft sicher. Geld zur Reise hatte er genügend bei sich und war er drüben, so fand er sicher auch Verdienst. Ein gewandter Sticker fand dort gewiß auch sein Auskommen und hatte

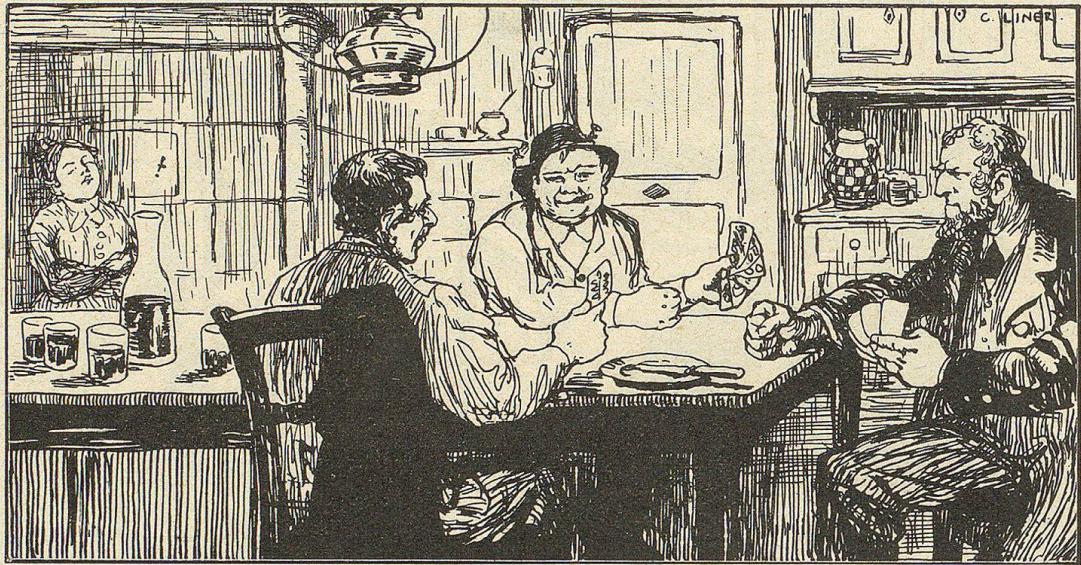
er einen guten Platz gefunden, dann ließ er Elisabeth und das Bubi nachkommen und gründete sich in der neuen Welt eine neue Existenz, zufällig hatte er auch einen Paß im Sack, den er früher einmal gebraucht hatte und der ihm jetzt diente. Merkwürdigerweise dachte er im Moment nicht an das zu erwartende zweite Kind und die daraus entstehenden Konsequenzen.

Inzwischen kam der Zug näher und die Lichter der Maschine glühten wie feurige Gespensteraugen durch die Finsternis. Er lief zur Station, kaufte ein Billet bis zur Grenzstation und saß fünf Minuten später in dem durch Nacht und Sturm weiter rasselnden Zug in die dunkelste Ecke eines Drittclasswagens gedrückt, den Hut tief ins Gesicht gezogen. Er wollte nicht erkannt werden.

Und als er so im Eisenbahnwagen saß und durch die Nacht dahinfuhr, da dachte er mit banger Sorge an Weib

Auf der Grenzstation drückte er sich möglichst schnell durch die anwesenden Leute, kaufte an der Kasse ein Fahrbillet nach München und begab sich in den schon zur Abfahrt bereitstehenden Zug. Die wenigen Minuten, die bis zur Abfahrt noch verstrichen, kamen ihm wie eine Ewigkeit vor. Immerfort fürchtete er, von der Polizei gesucht und aufgehalten zu werden und erst als der Zug sich langsam und pustend in Bewegung setzte, wurde er ruhiger. Zufällig saß er ganz allein im Coupe. Er hatte Glück auf seiner Flucht. In München stand bei seiner Ankunft der Expresszug München-Berlin-Hamburg schon bereit. In aller Eile konnte er noch ein Billet nach Hamburg kaufen, dann ging es schon wieder vorwärts und als zum zweitenmal nach seiner Unglückstat die Sonne aufging, befand er sich am Hafen von Hamburg.

Von hier aus wollte er an Elisabeth schreiben und ihr



Da bemerkte er, daß einer von den beiden falsch spielte und daß sie sich mit den Augen Zeichen gaben.

und Kind. Wie mochte Elisabeth sich jetzt grämen, daß er noch nicht nach Haus gekommen? Gewiß zählte sie die Minuten und mit jeder Minute wurde ihre Angst größer. Und das Bubi? Der liebe kleine Kerl! Der fragte gewiß alle Augenblicke: „wann kommt der Vater?“ Es zerriß ihm das Herz bei diesen Gedanken. Was für ein elender, leichtsinniger Mensch war er, daß er so hatte handeln können! Stöhnend drückte er sich noch tiefer in den Winkel. Am liebsten möchte er sich in die Erde verkriechen. Bitter bereute er jetzt, daß er sich wieder zum Spielen hatte verführen lassen und er schwur bei sich hoch und heilig, nie mehr in seinem ganzen Leben ein Kartenspiel in die Hände zu nehmen.

Derweil fuhr der Bahnzug der Grenze zu. Der Regen klatschte an die Fenster, trommelte auf dem Dach des Wagens und der Sturm fuhr in wilden Stößen um den immer schneller dahinrasenden Bahnzug und daheim war seine Frau mit dem Bubi ganz allein in dem einsamen Häuschen. Es wurde ihm siedendheiß vor Angst, als er daran dachte.

alles bekannt geben, dann aber fand er, daß der Brief ihn verraten könnte, denn ganz ohne Zweifel suchte ihn jetzt die Polizei und kam er dann in New-York an, so wurde er verhaftet, wenn das nicht schon in Hamburg geschah. Er unterließ es daher und als er im nächsten Restaurant etwas zu sich genommen, da er seit fast zwei Tagen nichts mehr gegessen hatte, erkundigte er sich nach einer Fahrgelegenheit nach Amerika. Man sagte ihm, daß am Mittag einer der großen im Hafen liegenden Postdampfer nach New-York abfuhr. Also dann begab er sich aufs Schiff und meldete sich zur Ueberfahrt. In der Nähe des Hafens kaufte er sich das dringendst Notwendige, da er gar nichts bei sich hatte, als was er auf dem Leib trug. Dabei vermied er es ängstlich, in die Nähe der Polizei zu kommen und als er seine Sachen eingekauft hatte, begab er sich sofort wieder an Bord. Doch erst als das stolze Schiff die Elbe hinunter der Nordsee zufuhr, verließ ihn die Angst vor der Verhaftung. Fast zu derselben Stunde aber, als daheim seine über alles geliebte Frau und sein zweites Kind begraben

wurden, fuhr das Schiff, das ihn nach der neuen Welt bringen mußte, in die Nordsee hinaus und es verschwand die Küste hinter ihm. Er stand auf dem Verdeck und sah mit brennenden Augen auf den immer schmäler werdenden Streifen Land und leise kam ein schmerzliches „Wehwohl“ über seine bebenden Lippen. Dann kehrte er sich um und wischte eine Träne aus den Augen.

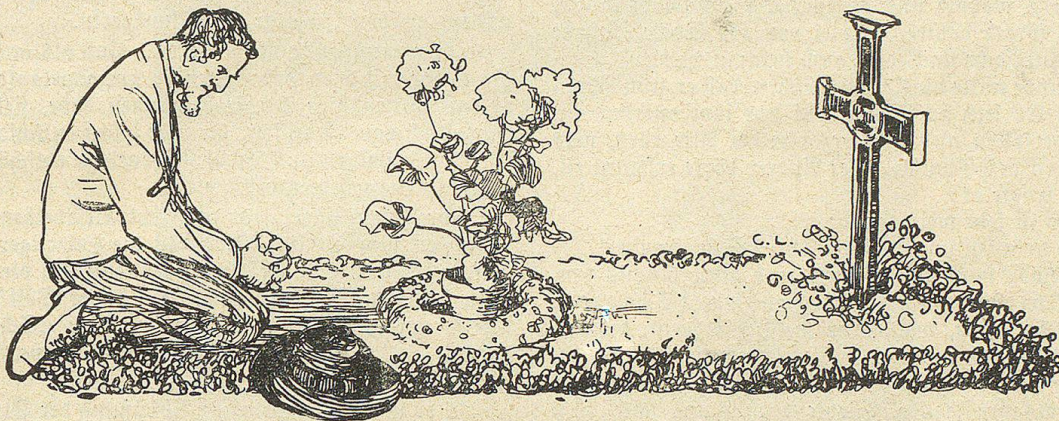
Auf dem Schiff schrieb er an Elisabeth, bat sie um Verzeihung, versicherte sie, daß er seine unsinnige Tat bitter bereue und daß er niemals mehr ein Kartenspiel in die Hand nehmen werde. Diesen Brief gab er jedoch erst in New-York an die Post, immer noch fürchtend, er könnte ihn verraten.

Die Kunde von dem Verbrechen verbreitete sich schon am Morgen in der ganzen Gegend. Ueberall suchte man den Mörder, aber nirgends konnte man ihn finden. Nach dem Glauben der Polizei konnte er unmöglich aus der Gegend verschwunden sein, da sich dafür keine Anhaltspunkte er-

sehen, wann er damit zu Ende sei und Not und Elend vor ihm stehen werden. Da endlich fand er in einer eben von einem Deutschen erbauten Sticfabrik gutbezahlte Arbeit.

Jetzt schrieb er zum zweiten Mal an Elisabeth. Auf seinen ersten Brief hatte er keine Antwort erwarten können, weil er darin keine bestimmte Adresse angeben konnte. Auf den zweiten dagegen erwartete er ganz bestimmt Antwort. Er hatte sie gebeten, mit Bubi zu ihm zu kommen, da er es für seine heiligste Pflicht halte, ihr durch doppelten Fleiß und liebevollste Behandlung die ihr zugefügte schwere Schuld zu sühnen.

Aber auch auf diesen Brief erhielt er keine Antwort, ebensowenig auf den dritten und vierten. Jetzt erwachte sein Stolz in ihm. Wenn er sich auch schwer an ihr verzeihen hatte, so hätte sie ihm doch verzeihen und ihm seine reuevollen Briefe beantworten dürfen. Das schien nicht der Fall zu sein und in seinem Zorn nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu schreiben.



„Schlaf' wohl, teuerste Dulderin, Gott möge dir lohnen, was ich an dir verschuldet habe.“

gaben. Und während man ihn in der Nähe suchte, vergaß man die Ferne und den Telegraphen.

Der Gestochene war übrigens nicht tot. Im Spital, wohin derselbe gebracht worden war, ergab die Untersuchung, daß die Verwundung zwar schwer aber nicht tödlich sei, doch hatte ihn der Blutverlust so geschwächt, daß sein Leben in Gefahr stand. Indessen gelang es den Ärzten doch, ihn am Leben zu erhalten, sodaß er nach sechs Wochen den Spital verlassen und seine Arbeit wieder aufnehmen konnte. Jetzt wurde Kohler der Prozeß gemacht und das Gericht verurteilte ihn zu drei Monaten Gefängnis und Bezahlung der Kosten. Sein niedliches Häuschen und die schönen Sachen darin wurden für die Deckung dieser Kosten verkauft und den Ueberschuß nahm das Waisenamt zu Händen für den Unterhalt und die Erziehung des bei der Tante versorgten Knaben.

Kohler war wohlbehalten in New-York angekommen und hatte den Brief an seine Frau zur Post gegeben. Es gefiel ihm aber nicht in New-York und schon am folgenden Tag reiste er landeinwärts weiter. Seine Hoffnung, bald Arbeit und Verdienst zu finden, ging aber nicht in Erfüllung. Lange fand er kein Unterkommen, weil es noch wenig Sticereien gab und er zudem die englische Sprache nicht kannte. Sein Geld ging bedenklich zur Neige und er konnte voraus-

sehen, wann er damit zu Ende sei und Not und Elend vor ihm stehen werden. Da endlich fand er in einer eben von einem Deutschen erbauten Sticfabrik gutbezahlte Arbeit. Jetzt schrieb er zum zweiten Mal an Elisabeth. Auf seinen ersten Brief hatte er keine Antwort erwarten können, weil er darin keine bestimmte Adresse angeben konnte. Auf den zweiten dagegen erwartete er ganz bestimmt Antwort. Er hatte sie gebeten, mit Bubi zu ihm zu kommen, da er es für seine heiligste Pflicht halte, ihr durch doppelten Fleiß und liebevollste Behandlung die ihr zugefügte schwere Schuld zu sühnen. Aber auch auf diesen Brief erhielt er keine Antwort, ebensowenig auf den dritten und vierten. Jetzt erwachte sein Stolz in ihm. Wenn er sich auch schwer an ihr verzeihen hatte, so hätte sie ihm doch verzeihen und ihm seine reuevollen Briefe beantworten dürfen. Das schien nicht der Fall zu sein und in seinem Zorn nahm er sich vor, nicht mehr an sie zu schreiben.

Fahre gingen vorüber. Da kam eines Tages ein Mann mit einem bis auf die Brust herabfallenden schwarzen Bart die Straße daher, die nahe an dem kleinen Häuschen an der Berghalde vorüberführt. Er trug einen sehr breitfrämpigen Hut, wie sie hierzuland nicht Mode waren und ein modernes Reisekostüm. Als er in die Nähe des Häuschens kam, blieb er mehrmals stehen und schaute dieses angelegentlich an. „Keine Blumenstöcke und keine Vorhänge mehr. Was soll das bedeuten?“ murmelte er vor sich hin. Dann ging er wieder weiter. Als er aber zu der Stelle kam, wo von der Straße ein schmaler Fußweg gegen das Häuschen abzweigt, blieb er noch einmal stehen, schüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er da etwas wegwischen. Dann aber trat er auf den Weg und ging langsam dem Häuschen zu. Es schien ihm immer schwerer zu werden, je näher er zu demselben kam. Vor der Türe desselben blieb er noch einmal stehen und überlegte, dann aber trat er entschlossen ein, klopfte an der Stubentüre an und ohne das gebräuchliche Herein abzuwarten trat er ein. An der Türe jedoch blieb er wie angewurzelt stehen. Er sprach kein Wort, aber seine Augen irrten suchend umher und wurden immer erstaunter. — Bei seinem Eintritt stand ein alter Mann, der sich ganz

allein in der Stube befand und der am Tisch gelesen hatte, auf und als er den fremden Eindringling eine Weile über- rascht und erstaunt angesehen hatte, fragte er:

„Was wünschen Sie?“

„Wo ist meine Frau?“ fragte jetzt der Fremde.

„Ihre Frau? Wer sind Sie denn?“ versetzte der Alte erstaunt.

„Ich heiße Jakob Kohler.“

„Ah! Dann sind Sie wohl der Sticker Kohler, der sich vor Jahren nach Amerika geflüchtet hat?“

„Der bin ich.“

„Dann tut es mir leid, aber Ihre Frau liegt schon seit Jahren drinnen im Dorfkirchhof im Grab.“

Der Fremde wurde totenblaß; durch seine Gestalt ging ein Zittern und er mußte sich an der Wand halten. Der alte Mann sah es, stellte ihm einen Stuhl hin und sprach: „Setzen Sie sich! Die Nachricht scheint Ihnen noch unbekannt zu sein. Wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen gerne einige Auskunft geben, obgleich ich damals nicht in dieser Gegend wohnte und dieses Haus erst später kaufte. Aber man sprach damals so viel von der Sache, daß sie mir der Hauptsache nach doch auch bekannt ist.“

Der Fremde nickte bloß, zum Zeichen, daß er zum Hören bereit sei. Er ließ sich schwer auf den ihm anbotenen Stuhl niederfallen und nun erzählte der Alte alles, was er über den Vorfall wußte. Der Andere hörte erstaunt zu, dann aber fragte er:

„Und wo ist jetzt mein Knabe?“

„Der ist drinnen im Dorf bei Ihrer Schwägerin.“

Der Fremde stand auf, dankte und ging hinaus dem Dorf zu. Dort ging er sofort in das Haus seines Schwagers. Er traf diesen nicht, wohl aber die Schwägerin, die ihn jedoch nicht sogleich erkannte, seines langen Bartes wegen. Als er sich ihr aber zu erkennen gab, war ihr Erstaunen fast größer als ihre Freude. Sie lief hinaus und holte ihren Mann herbei und als dieser kam, den Fremden erkannt und begrüßt hatte, erzählten sie ihm auch noch den ganzen Verlauf des unglücklichen Vorfalls samt den traurigen Folgen desselben. Und wieder hörte er wie erstarrt zu und als sie schwiegen, fragte er:

„Warum habt ihr mir das nie geschrieben?“

Die andern sahen einander ein wenig verlegen an, dann sagte der Schwager:

„Du wirst begreifen, daß wir Dir zürnten.“

Er entgegnete nichts. Ja, er begriff es. Erst nach einer Weile fragte er:

„Und mein Knabe? Wo ist der jetzt?“

„In der Schule; er wird aber sogleich kommen.“

Das geschah und als der Knabe den fremden, schwarz- bärtigen Mann sah, blieb er erschrocken bei der Türe stehen und sah diesen mißtrauisch an.

„Komm her, Emil, und sag Deinem Vater guten Abend!“ rief ihm die Tante zu.

„Das ist nicht mein Vater“, versetzte der Knabe. „Mein Vater ist in Amerika.“

„Ja, mein Junge, er war dort, aber jetzt ist er wieder da“, rief Kohler, der sein „Bubi“, das inzwischen groß ge- worden, mit strahlenden Augen ansah, dann aber zum Kleinen eilte, ihn auf die Arme nahm und küßte.

Der aber wehrte sich heftig dagegen und schrie: „Nein, Du bist nicht mein Vater! Nein!“ Dann machte er sich los und sprang fort.

„Vass' ihn! Du bist ihm noch zu fremd. Das wird schon anders werden“, meinte die Schwägerin.

Kohler mußte ihr Recht geben. Und als er hörte, daß die Sache mit dem Gestochenen so gut abgelaufen sei und er eine nur mäßige Strafe bekommen habe, fiel ihm eine große Last vom Gewissen. Er war sofort entschlossen, seine Strafe abzubüßen und den Gestochenen zu entschädigen und auch die Verwandten billigten es.

„Vor Allem aber zeigt mir jetzt Elisabethens Grab!“ sprach er zum Schluß. Und als die Schwägerin ihn zu diesem begleitete, da fiel er an demselben in die Knie und küßte die Erde, die sein Liebstes auf dieser Welt deckte, und als er aufstand, sprach er tieferschütternd: „Schlaf' wohl, teuerste Dulderin! Gott möge dir lohnen, was ich an dir verschuldet habe.“

Ehe er sich der Behörde zur Abbüßung der Strafe stellte, sorgte er dafür, daß Elisabeths Grab einen ihr würdigen Grabstein erhielt. Dann suchte er seinen einstmaligen Gegner auf, verßöhnte sich mit ihm und übergab ihm eine Ent- schädigung für die ausgestandenen Schmerzen. Als auch das erledigt war, stellte er sich der Behörde und als die drei Monate vorüber waren und er das noch übrige Geld vom Waisenamt erhalten hatte, reiste er mit seinem Knaben nach Amerika zurück. Dort ging es ihm gut und sein „Bubi“ wurde später wirklich ein Baumeister.

